

Irrwege des Synodalismus

Was auf „synodalen Wegen“ derzeit geschieht, ist mehr als die Wiederholung altbekannter Forderungen. Es offenbart zwei fatale Botschaften:
Die Kirche ist Struktur und alles ist verhandelbar – Teil II einer gegenwärtigen Debatte **VON MARTIN GRICHTING**

Gilbert K. Chesterton hat bemerkt, die Moral eines Autors sei nicht diejenige, welche er lauthals verkünde, sondern diejenige, welche er stillschweigend als selbstverständlich voraussetze. Diese Einsicht eignet sich, um das eigentliche Problem des derzeitigen Synodalitätshype besser zu verstehen.

Zuerst zu dem, was lauthals verkündet wird: Vordergründig geht es um die bekannten Themen des Zölibats und des Frauenpriestertums, des sakramentalen Priestertums überhaupt. Das sind alte Hüte. Neu ist daran, dass sie mittels des Gender-Diskurses, der „Inklusion“ und der „Geschlechtervielfalt“ anders präsentiert werden. Denn es werden nun nicht länger einfache radikale Forderungen vorgetragen, sondern sie werden als „Erweiterung“ verkauft: Man kann das Bisherige stehen lassen und es einfach um die Gegenposition ergänzen: Vielfalt eben. Das Zelt ist ja weit.

Was vor ein paar Wochen in Prag verhandelt wurde, passt in dieses Bild. Es wurden viele schöne Dinge gesagt: die Notwendigkeit der Umkehr und der Evangelisierung, Jesus Christus als der Weg, die Wahrheit und das Leben, die Bedeutung der Familie. Aber im bunten Farbenkanon darf daneben mit gleichem Recht auch die Akzeptanz gelebter Homosexualität stehen, die „Familienvielfalt“, der „diskriminierungsfreie“ Zugang zum Weiheamt, und so weiter. So schlaue das ausgedacht sein mag: Es ist doch eine ziemlich offensichtliche Taktik. Langfristig verheerender sind zwei stillschweigend mitgelieferte Botschaften des Synodalismus.

Die erste lautet: Die Kirche ist nur ihre Struktur. Das war im Ergebnis schon die Botschaft des Konzils von Trient. Dieses musste sich allerdings mit der reformatorischen Infragestellung der Kirche als sichtbarer Heilsanstalt auseinandersetzen und insistierte deshalb auf der Sichtbarkeit der kirchlichen hierarchischen Ordnung. Das war einseitig, aber damals richtig und notwendig. Das Zweite Vatikanische Konzil hat diese Sichtweise ergänzt. Aber das ist heute vergessen. So wird nun sozusagen wieder tridentinisch gedacht, allerdings in säkularisierter Form: Zeitgenössischer Synodalismus ist strukturfixiertes Denken, im Grunde Demokratie.

Natürlich wird das bestritten. Aber dass es dennoch so ist, sieht man daran, dass die Synodalen von heute nicht mehr auf Bänken – Kirchenbänken – sitzen, knien und in



Das Präsidium der abschließenden Versammlung zur kontinentalen Phase der bis 2024 andauernden Synode zur Synodalität am vergangenen 6. Februar in Prag. Ganz links der Prager Erzbischof Jan Graubner, daneben Kardinal Jean-Claude Hollerich aus Luxemburg als Generalrelator der Synode, Erzbischof Gintaras Grusas aus Vilnius als Präsident des Rats der europäischen Bischofskonferenzen sowie Kardinal Mario Grech, der Präsident des römischen Synodensekretariats.

die gleiche Richtung blicken wie der Priester: auf Gott hin. Heute gilt es als Ausdruck des kirchlichen Engagements, auf Stühlen zu sitzen, die in Kreisen geordnet sind oder sich in Konferenzgebäuden gegenüberstehen. Der Mensch erblickt da nur noch den Menschen. Die Kirche ist zur diesseitigen Struktur geschrumpft. Sie ist nicht mehr apostolische, von Jesus Christus begründete Gestalt, der Leib Christi, sondern Urabstimmung einer Mitgliederversammlung. Geleitet wird sie nicht nur von den Nachfolgern der Apostel, sondern auch von diskursiven Zuchtmeistern. Es ist eine Kirche, die nicht an die Ränder geht, sondern sich einigelt und Selbstbespiegelung betreibt. Die „missionarische Umgestaltung der Kirche“, die Franziskus in „Evangelii gaudium“ fordert: Das war gestern.

Die erste unausgesprochene Botschaft des Synodalismus lautet somit fatalerweise, dass den Laien von der Hierarchie suggeriert wird, die Kirche falle mit ihrer amtlichen Struktur zusammen. Genauer gesagt wird der Eindruck vermittelt, wenn man als Christ „etwas für die Kirche tun“ wolle, müsse man dies in ihren amtlichen Struktu-

ren tun, und zwar diskutierend und beschließend. Dieser säkularisierte tridentinische Katholizismus ist noch nicht vom Zweiten Vatikanischen Konzil erhellt worden. Denn dieses hat den Laien aufgrund der Taufe und der Firmung eine eigene, gerade ihnen zukommende kirchliche Sendung vorgezeichnet. Sie sollen mitten in den Umständen der Gesellschaft das Zeugnis des Christen geben, aufgrund ihrer Teilhabe am dreifachen Amt Christi des Propheten, Priesters und König: in der Zivilgesellschaft, nicht in trauter Synodalrunde, im staatlichen Parlamentssaal, nicht im Kirchenparlament, im Beruf und in der Familie, nicht in der Sakristei.

Noch verheerender ist die zweite unausgesprochene Botschaft der neuen Synodal-kirche: Wir können über alles reden und beschließen. Es wird so getan, als könne man die 2000-jährige Glaubensgeschichte Gottes mit seinem Volk suspendieren, beiseite lassen und auf der grünen Wiese neu anfangen. Wenn in der Schweiz für die „Synodalbefragung“ ein Meinungsforschungsinstitut beauftragt wurde, das sonst politische Stimmungen misst, war das nur konsequent.

Marktforschung ist das Thema. Und der Bezugspunkt für kirchliches Sein und Handeln ist dann die Meinung der Mehrheit. Das zerstört jedoch den Sinn und die Bedeutung von Religion, des christlichen Glaubens sowieso. Denn Religion ist mehr als politische oder philosophische Weltanschauung, weil sie dem Menschen unverfügbar entgegentritt: Nicht ihr habt mich erwählt, sondern ich habe euch erwählt (Joh 15,16). Wenn der Mensch den Inhalt der Religion jedoch selbst definieren kann, ist sie keine Religion mehr, sondern bloß noch der Herren eigener Geist.

Die zweite unterschwellige Botschaft des Synodalismus lautet also, dass die Inhalte des Glaubens und der Moral zur Disposition stehen. So jedenfalls kommt es – zweifellos von Medien vergrößert – bei den Gläubigen an, wenn die Kirchenleitung ergebnisoffene Marktforschung propagiert. Das fördert den Unglauben oder zumindest den Agnostizismus. Denn wenn die Glaubenslehren zum Menschenwerk degradiert sind, verlieren sie ihren göttlichen Geltungsanspruch. Synodalismus führt also zurück in eine Sozialgestalt von Kirche, die

diese überwunden hat, weil sie aus der Zeit gefallen ist. Und er führt in den Unglauben. Immer mehr in ihrem Gottesglauben durch Teile der Hierarchie verunsicherte Gläubige fragen sich angesichts dessen, zu was der Synodalismus gut sein soll. Eine abschließende Antwort kann niemand geben, denn wir kennen Gottes Pläne nicht, der das alles zulässt. Aber ein Punkt scheint bereits heute deutlich: Es ist an die Oberfläche gekommen, was an Apostasie und Gottvergessenheit schon seit langem an theologischen Fakultäten und in Hinterzimmern der (staats-)kirchlichen Macht moderte. Es ist jetzt immerhin vor aller Augen.

Die Erfahrungen aus der Kirchengeschichte zeigen jedoch auch: Solche Einsicht in die Reformbedürftigkeit der Kirche allein reicht nicht. Denn die Kräfte der Beharrung stemmen sich gegen Reformen, weil diese den eigenen materiellen und gesellschaftlichen Status zu schmälern drohen. Nach mir die Sintflut, ist deshalb oft die Devise gewesen. Es bedurfte meistens über die korrekte Diagnose hinaus eines äußeren Anlasses – in der Regel katastrophischer Natur wie die Reformation –, damit echte Reform in Gang kam. So weit sind wir noch nicht.

Aber die Erfahrung bleibt gültig und aktuell, auf die Papst Benedikt XVI. in seiner Freiburger Konzerthaus-Rede vom 25. September 2011 hingewiesen hat: „Die Geschichte kommt der Kirche in gewisser Weise durch die verschiedenen Epochen der Säkularisierung zur Hilfe, die zu ihrer Läuterung und inneren Reform wesentlich beigetragen haben.“



Schwester Nathalie Bequart, Untersekretärin im römischen Synodensekretariat, präsentiert am 7. September 2021 das Vorbereitungsdokument zur Synode über Synodalität. Fotos: Imago

DIE LETZTEN DINGE

Wie man Verstorbenen helfen kann

VON RALPH WEIMANN

Die Idee, mit Verstorbenen „ins Gespräch“ zu kommen, erfreut sich wachsender Beliebtheit, denn – so wird gesagt – mit dem Tod haben sie lediglich die Seiten gewechselt. So erhofft man für sich Frieden und Trost und glaubt, „positive Energien“ weitergeben oder empfangen zu können. Nicht nur bei Heilpraktikern, sondern auch unter Jugendlichen ist dies eine Mode. Manche gehen so weit, Verstorbenen mithilfe eines Mediums anzurufen und zu befragen. Geht das überhaupt? Was sagt die Kirche dazu?

Die Schrift berichtet vom König Saul, der sich in großer Not befand (vgl. 1 Sam 28,3-20). Da suchte er eine Frau auf – heute würde man sie als Medium bezeichnen –, um den Geist des verstorbenen Propheten Samuel zu beschwören. Dabei waren derartige Praktiken schon in der Thora, dem Gesetz Israels, verboten. Dort heißt es: „Es soll bei dir keinen geben, der ... Totengeister befragt, keinen Hellscher, keinen, der Ver-

storbene um Rat fragt. Denn jeder, der so etwas tut, ist dem Herrn ein Gräuel“ (Dtn 18,10-12).

Die Totenbeschwörung ist eine Form der Wahrsagerei, weshalb sie die Kirche verwirft, genauso wie das Befragen von Orakeln, Horoskope, Handlesen, Hellscherei, den Rückgriff auf ein Medium und so weiter. Anders verhält es sich bei den Propheten, die in direktem Kontakt mit Gott stehen, aus seiner Erkenntnis schöpfen und in seinem Auftrag handeln. Dadurch verstoßen sie nicht gegen das erste Gebot: „Du sollst keine anderen Götter neben mir haben.“ Doch bei der Totenbeschwörung werden andere Geister – in der Regel Dämonen – angerufen, das Tor zum Bösen öffnet sich. Dazu heißt es im Psalm: „Zahlreich sind die Schmerzen derer, die einem anderen Gott nacheilen“ (Ps 16,4). Die Verstorbenen können also nicht „befragt“ oder durch Medien kontaktiert werden.

Im christlichen Verständnis lassen sich im Hinblick auf die Verstorbenen drei Gruppen

unterscheiden: Zur ersten Gruppe zählen diejenigen, die vollständig geläutert und frei von jeder Sündenschuld sind, sie befinden sich in der Anschauung Gottes. Weil wir aber gewöhnlich nicht wissen, wer dorthin gelangt und uns kein Urteil darüber zusteht (vgl. Mt 7,1), kommt es der Kirche zu, darüber zu befinden. Erst nach einem eingehenden Prüfungsprozess ist die Voraussetzung für eine Heiligsprechung gegeben. Damit wird den Christen objektive Handreichung gegeben, dass sich die Person im Himmel befindet. Diese Heiligen dürfen und sollen nun angerufen und verehrt werden, denn sie können uns mit ihrer Fürsprache zu Hilfe kommen. Unter ihnen ragt die Gottesmutter Maria besonders hervor, wie unzählige Gebetserhörungen, Zeichen und Wunder bestätigen, die auf ihre Fürsprache erwirkt wurden.

Eine zweite Gruppe sind die armen Seelen im Fegefeuer, die noch einer Läuterung bedürfen. Wir können ihnen zu Hilfe kommen: Dies geschieht vornehmlich durch Gebete, Opfer, Buße und Ablass; sie dienen der Wi-

dergutmachung und helfen, den Prozess der Läuterung abzukürzen. Der vollkommene Ablass ist ein durch die Kirche vermitteltes Gnadengeschenk und an fünf Bedingungen gebunden. Fehlt davon etwas, kann ein Teilablass erlangt werden. So wertvoll es auch ist, Ablass für die Verstorbenen aufzuopfern, der Wert des heiligen Messopfers ist dennoch unvergleichlich größer. Wer für die Verstorbenen etwas Gutes tun möchte, der mag auf ein Blumengesteck verzichten, er sollte es aber auf keinen Fall unterlassen, Ablass und heilige Messen für deren Seelen aufzuopfern.

Die dritte Gruppe besteht aus denjenigen, die sich im Tod definitiv gegen Gott entschieden haben. Für sie kann man nichts mehr tun. Aus den zuvor genannten Gründen soll man sie auf keinen Fall um ihre Fürbitte anrufen. Für einen Christen bleibt die Hoffnung die zentrale Botschaft des Glaubens; in dieser Hoffnung lebt und stirbt er.



Die Heiligen soll man verehren und den Seelen im Fegefeuer kann man helfen, die Zeit der Läuterung abzukürzen. Doch man soll nicht versuchen, mit den Toten im Jenseits in Kontakt zu treten